

**Historische Anthropologie. Kultur Gesellschaft Alltag, Jg. 6, 1998, 3 Hefte, 496 Seiten**

Wie einige andere AutorInnen, die in den Heften dieses sechsten Jahrgangs vertreten sind, nimmt Brigitte Kerchner eine aktuelle Debatte – jene über den sexuellen Mißbrauch von Kindern – zum Anlaß für ihren Text. Sie beginnt mit der Darstellung der Ergebnisse ihrer kritischen Lektüre klassischer feministischer Literatur zum Thema und bemängelt die weitverbreitete Praxis einer ahistorischen Betrachtungsweise. Kritik übt Kerchner weiters an kurzen Schlüssen etwa was Biographie, wissenschaftliche Arbeit, jeweils zum Tragen kommende Theoriegebäude und deren Zusammenhänge anlangt. In welcher Form sexuelle Übergriffe historisch konkret stattgefunden haben und wie sie von ZeitgenossInnen wahrgenommen und bewertet wurden, stellen empirisch zu behandelnde Probleme dar. Kerchner unternimmt einen Klärungsversuch am Beispiel einer Fallgeschichte, die um 1900 monatelang die Berliner Medien beherrschte. Sie vergleicht öffentliche Äußerungen von drei Personen, denen sie eine religiöse, pädagogische beziehungsweise kriminologische Perspektive zuordnet, und zeigt, wie je verschiedene Interessen und Blickwinkel Eingang fanden, und wie die Akteure ein Ereignis und die öffentliche Debatte darüber für unterschiedliche Ziele vereinnahmten. Auch Jan Klußmann engagiert sich für eine neue Forschungsperspektive und eine Neugewichtung bisheriger Ergebnisse. Er schildert einen Huldigungsstreit zwischen Grundherrschaft und Untertanen auf einem Gutes südöstlich von Kiel (1737) und macht an dem Konflikt die Rollen aller beteiligten Parteien deutlich. Der Autor bringt zur Kenntnis, daß die Huldigungspflichtigen nicht nur Treue und willige Untertänigkeit bezeugen mußten, sondern sich auch Rechte und Gewohnheiten, Privilegien sicherten. Die bäuerliche Bevölkerung, die meist als passives Objekt feudaler Herrschaft vorgeführt wird, stellt bei dieser Gelegenheit Forderungen, nützt ihren Handlungsspielraum, etwa Möglichkeiten des Interessensausgleichs und präsentiert sich als Gruppe, wohl in einem Zwangsverhältnis stehender, aber dennoch aktiv handelnder Subjekte.

Martin Schaffner beschäftigt sich ebenfalls mit Beziehungen zwischen VertreterInnen verschiedener gesellschaftlicher Gruppen und Hierarchien; im Irland der 1840er Jahre erstellte eine Kommission einen umfassenden Bericht zur Lage der irischen Landwirtschaft auf dessen Basis Maßnahmen von Regierungsseite erfolgen sollten. In 90 Ortschaften wurden mehr als 1.100 Zeugen befragt (mit Hilfe von Fragebögen, in Art eines Verhörs unter Eid et cetera). Aus dieser Aktion entstand ein vierbändiger Bericht, der auch die Interviews dokumentiert. Schaffner unterzieht die Protokolle einer „methodisch reflektierten Lektüre“; wählt dazu drei der Interviews aus und analysiert sie auf das Antwortverhalten hin. Mehrere Leseweisen ergänzen einander: durch handlungsorientierte, inhaltsbezogene und sprachpragmatische Lektüre möchte er die Stimmenvielfalt jenseits des Fragerasters und der Protokollsprache hörbar machen.

Unter Anwendung des Konzepts zum „kulturellen Gedächtnis“ von Jan Assmann ergründet Regina Schulte das Gedächtnis an drei Königinnen – Marie-Antoinette, Luise und Elisabeth von Österreich/Sisi – in der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts. Sie zeigt, daß das Bild der monarchischen Frauengestalten eng mit bürgerlicher Hofkritik und dem Aufstieg der konstitutionellen Monarchie in Frankreich und Preußen verbunden ist; genauso hängt es in seinen Bedeutungen und Funktionen aber vom bürgerlichen Frauenbild allgemeiner ab – also der Ordnung der Geschlechter, Konzept der bürgerlichen Familie oder Vorstellungen vom Verhalten des „Naturwesens Frau“.

Bernhard Linke befaßt sich mit römischem Familienrecht. Anhand von Mythos, Literatur und religiösen Schriften, auch Privatkorrespondenz erklärt er ein System der Präferenzheirat, nämlich der bilateralen Kreuzcousinenheirat und stellt die Wirkung dieses Heiratssystems dar, das eine eheliche Verbindung zur Verwandtschaft bis zum 6. Grad verbietet.

Um die Geschichte von Fundanzeigen und -büros (Archivarbeit in Tübingen, Wuppertal, Paris und Coblenz) kümmert sich im Forum Utz Jeggle und leitet aus Verlieren und Finden eine Geschichte des Verhältnisses zu den Dingen ab. Verluste und die Reaktionen darauf geben Hinweise auf die Wertschätzung der Sachen, gefundene aber nicht gesuchte

Objekte deuten auf die soziale Stufenleiter der Dinge. Jeggel sieht Analogien zwischen Fundbüro und Museum; ein wenig seltsam mutet an, daß die nicht mehr gesuchten, „verlassenen“ Objekte beseelt scheinen, was zur Diagnose einer Krise unseres (?) Verhältnisses zu den Dingen paßt, die von Nostalgie geprägt ist.

Drei Abschiedsbriefe, die ein Medizinstudent hinterließ, der sich 1754 in Göttingen das Leben nahm, interpretiert Andreas Bähr. Er bemüht sich bei seiner briefimmanenten Analyse um eine Kontextualisierung der suizidären Weltwahrnehmung des jungen Mannes in die Erfahrungs- und Vorstellungswelten des Deutschland des 18. Jahrhunderts. Sündenbewußtsein, religiöse Heilsverheißungen, aufklärerische Glücksprogrammatik und das Gefühl von Krankheit vermischen sich, treiben in den Selbstmord, dienen als dessen Rechtfertigung und verurteilen zugleich. Die Briefe sind Ausdruck der Verzweiflung und Abbild der unauflösbaren Widersprüchlichkeit lutherisch-orthodoxer, aufklärerischer und pietistischer Vorstellungen, in die der Student verstrickt war.

In einem kurzen Bericht aus dem Institut für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit in Krems, in dem vor allem Bildquellen gesammelt werden, geht es bei Karl Brunner nochmals um die Bewertung von Sachen. Der Autor sieht Realien als Teil einer komplexen gesellschaftlichen Kommunikation und betont, wie wichtig es für die Forschung ist, vielfältiges Material einzubeziehen, um die Kontexte zu erschließen. Die AutorInnen dieses ersten Heftes wurden scheinbar dazu angehalten, in ein, zwei Sätzen mitzuteilen, was denn das historisch-Anthropologische an ihrer Arbeit sei, beziehungsweise worin die Vorzüge dieses Zugangs für ihr Forschungsproblem lägen. Am Beginn des zweiten Heftes steht ein Aufsatz *Zur Anthropologie des Kapitalismus* von Craig Muldrew; er unternimmt die anthropologische Annäherung am Beispiel der Geschichte des Marktes in England 1500-1750 und entlang der Begriffe Kredit, Vertrauen und Tausch. Im Gegensatz zur ökonomischen Geschichtsschreibung, ist ihm die kulturelle Bedeutung ökonomischer Praktiken wesentlich. In diesem Sinne beschreibt er zum Beispiel Kredit(würdigkeit) als kulturelle Währung. Am Ende des Textes steht eine Anknüpfung an die Gegenwart; Muldrew wendet sich gegen eine verklärende Sicht auf interpersonelle Beziehungen und die sogenannte „Gemeinschaft“ – liefert also gewissermaßen eine Kritik der Grundbegriffe. Beeindruckend ist die Fülle der Literaturhinweise.

Eine kritische Relativierung eines wissenschaftlichen Diskurses, der „Writing-Culture-Debatte“, steht bei Barbara Wolbert im Zentrum; ihr Ziel ist, sich im Zusammenhang dieser Debatte ethnographischer Photographie zuzuwenden, und sie fordert allgemeiner eine Diskussion des Text-Bild-Verhältnisses. Das beachtliche Interesse, das der frühen Photographie zukommt, soll weiter in das 20. Jahrhundert ausgedehnt werden und dabei eine Konzentration auf visuelle/photographische Konstruktion als Mittel ethnographischer Autorität erfolgen. Wolbert spekuliert, daß es am subversiven Potential der Photographie – sie macht etwa unbewußte Momente optisch bewußt – liegt, daß diese Auseinandersetzung in der modernen Ethnographie vermieden wird.

In einem Beitrag zur politischen Anthropologie wird Kaiser Heinrich II. von Werner Freitag als ein Kaiser der letzten Tage präsentiert. Um die erste Jahrtausendwende war das Weltbild der Gebildeten von den Offenbarungen des Johannes und den Endzeitreden Jesu getragen. Freitag wendet Le Goffs programmatische Gedanken zur Anthropologie mittelalterlicher Machtpraxis fallspezifisch an und untersucht das Verhältnis Heinrichs, der aus der Position des „gottgewollten“ Herrschers agierte, zu den religiösen Ängsten, Stimmungen und Sehnsüchten um 1000. Das Zusammenspiel zeitspezifischer Atmosphäre, Ideen (Apokalypse in diesem Fall) und Herrschaft erschließt der Historiker aus Chroniken, gestifteten liturgischen Büchern des Monarchen, deren Bildprogramm und Themenwahl, sakralen Gegenständen et cetera, mit Hilfe der Methode der „dialogischen Annäherung“ an die Hintergrundstimmung der Quellen.

Der Bedeutung und Funktion eines Couchtisches einer in Deutschland lebenden türkischen Familie geht Ayse Çağlar nach. Je nachdem ob der Tisch in der Wohnung in Deutschland oder in der (Ferien-)Wohnung in der Türkei steht, muß er anderen Qualitäten entsprechen und hat einen ganz anderen Sinn. Die Autorin vermittelt, daß der Gebrauch von Waren eine soziale Angelegenheit ist; Kontexte können sich verändern,

auch wenn die Handelnden ident sind – ein und dasselbe Gut kann etwa in anderer Syntax des Raumes etwas völlig anderes sein. Çağlar liefert Differenzierung von Globalisierungstheorien und verdeutlicht, daß es – entgegen der dort oft vertretenen Homogenisierungsthesen – keine einheitliche kulturelle Antwort auf Konsumgüter- und Bildergebrauch gibt. So interessant dieses umfassendere Ergebnis der Untersuchung ist, so platt und in den Details ungläubwürdig fallen die konkreten Analysen zum Thema Couchtisch aus.

Mit der gegenwärtig in Ghana sehr populären Pfingstkirche setzt sich Birgit Meyer auseinander. Jene Religionsgemeinschaft, die einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit fordert, steht der Kulturpolitik des Staates entgegen, die um eine Wiederherstellung des nationalen Stolzes bemüht ist und Revivals traditioneller Feste und ähnliches unterstützt. Meyer macht begreiflich, daß und wie die Pfingstler mit einer Dialektik von Erinnern und Vergessen arbeiten: Die Vergangenheit muß erst gesucht und vergegenwärtigt werden, bevor mit ihr zu brechen ist. Die Praxis der Erinnerung spielt demnach eine wichtige Rolle – wenn auch im Dienst von „anti-memory“ (272). Die mittels Erinnerung konstruierte Identität ist negativ und kann dann durch eine neue, moderne, individuelle Identität ausgetauscht werden. So liefert die Bewegung einen elaborierten Diskurs und Praktiken, kraft derer sich ihre AnhängerInnen zwischen traditioneller und moderner Identität hin und her bewegen und die Kluft zwischen Wünschen und realen Lebenssituationen thematisieren können. Im ersten Forumbeitrag geht es abermals um Erinnerung: Christian Kumpe führt eine „ethnographische Sondierung“ der Berliner Zeitzeugenbörse durch. Nach einer ausführlichen Darstellung des Forschungsprozesses, die zu einem ziemlichen Lamento gerät, stellt er die Einrichtung vor, umreißt deren Ziele und beschreibt die finanziellen Problemen mitsamt ihren Auswirkungen auf die Qualität der Unternehmungen. Zum Schluß skizziert er Themen, die am Beispiel einer solchen Organisation abgearbeitet werden könnten – gesellschaftlicher Reflexionsbedarf wäre zu ermitteln, lebensweltliche Befindlichkeiten der Kriegs- und Nachkriegsgeneration, auch eine Analyse der Netzwerke innerhalb der Zeitzeugenbörse fände Kumpe interessant. Es ist bezeichnend, daß ein Student sich traut, eine Forschung oder vielmehr die erste Annäherung an ein Forschungsfeld aus subjektiver Sicht darzustellen – dennoch strengt lesend eben gerade die Perspektive an – Reflexivität verlangt auch nach Distanz.

Eske Bockelmann wirft ein Rätsel „angeborener Geschichte“ auf – das Hören nach dem Takt. Rhythmusempfinden gilt gewöhnlich als Derivat aus einer Ursprungszeit, als anthropologisch konstant und wird selbstverständlich – etwa Produkten antiker Kulturen – aufgestülpt. Aber: die Überlieferung von Taktrhythmus ist vor der Mitte des 16. Jahrhunderts gar nicht belegt (sie erfuhr bei René Decartes geschichtlich die erste Beschreibung), und so fordert Bockelmann eine Historisierung des Rhythmus. Ihr Beispiel macht klar, wie problematisch es ist, wenn „wir etwas, das uns unwillkürlich und selbstverständlich ist, einfach deshalb auch allen früheren Zeiten zuschreiben“ (301). Die Frage nach der Genese der Phänomene Taktrhythmus und taktrhythmische Wahrnehmung kann nun gestellt werden, nachdem man sich erst einmal der Tatsache ihres Historischseins gestellt hat. Der dritte Artikel im Forum kommt von Véronique Charléty, die sich die Ausstellung „Deutschlandbilder“, die 1997/1998 bei den 47. Berliner Festwochen gezeigt wurde, angeschaut und auf Ziele und Wirkungen das kollektive deutsche Gedächtnis betreffend analysiert hat.

Im dritten Heft wird ein neuer Raum eröffnet – zu den Rubriken Aufsatz und Forum kommt „Anstoß“ – den ersten versetzt Karl Schlögel mit einer historischen Topographie der Sowjetunion. Die veränderten politischen Verhältnisse, so Schlögel, machen jene Komplexität wieder wahrnehmbar, die über eine so lange Zeit als kommunistisches System vereinfacht worden war. Er überblickt kurz die wissenschaftlichen Erzeugnisse zum „Ende des Kommunismus“ und kritisiert, daß bei all den Debatten über Ost und West „das spröde Material, das die Epoche aufgehäuft hat, liegen bleibt“ (345). Folglich plädiert der Sowjetunionexperte für eine Umorientierung hin zu den Erscheinungen der Lebenswelt, die mittels zivilisations- oder kulturgeschichtlicher Analysen erschlossen werden sollten.

Im ersten Aufsatz erzählt Simon Teuscher die Geschichte der Hunde am französischen Hof vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, einer Periode exzessiver Hundehaltung, und legt dabei das Augenmerk auf Handlungs- und Sinnzusammenhänge, die dem ausgeprägten Interesse zugrunde lagen. Der Jagdhund war ein unverkennbares Attribut des Adels, und bald folgte die metaphorische Gleichsetzung von Hund und Adel. Dienten die Tiere zuerst als Modell adeliger Dienstbereitschaft gegenüber dem König, wurden bald anhand von Hundebeschreibungen auch kontroverse Standpunkte über Wesen und Legitimation des Adels geäußert, und mit der Zeit fungierten Hunde als Muster gesellschaftlicher Ordnungsgefüge über den Adel hinaus. Wenn die „canes rustici“, landwirtschaftlichen und gewerblichen Zwecken dienende Hunde, nur in zwei Arten (Schäfer- und Wachhund) unterteilbar waren, so spiegelten sie eine Gesellschaft, deren ständisches Schema keine Differenzierung des untersten Standes vorsieht. Teuscher überzeugt, daß Mensch-Hund-Beziehungen nicht als nebensächlicher Bereich kultureller Praktik einzuschätzen sind, vielmehr zu Dimensionen alltäglicher Praktiken hinführen und „abstrakten sozialen Kategorien im Alltag zur Anschaulichkeit [...] verhelfen“ (369).

In den Dienst konstruktiver Kritik an Norbert Elias' Gedanken zum Fürstenhof in der Frühen Neuzeit stellt sich Jeroen Duindam. Die Revision veralteter „Absolutismus“-Klischees, so der Autor, hat schon stattgefunden, Elias' Modell kann deshalb mit den Ergebnissen neuerer Hofgeschichtsschreibung konfrontiert werden – auf theoretischer und empirischer Ebene. Duindam meint, man solle sich nicht von den eliaschen Ideen verabschieden, sondern die Chance nutzen, in Kombination mit Erkenntnissen Goffmans, Bourdieus und anderer zu einem Verständnis für Beziehung zwischen Stil, Eliten und Macht zu gelangen.

In *Eine terra incognita* möchte Hartmut Zwahr mit seinem Aufsatz über die Geschichte der Lausnitzer Sorben in der Frühen Neuzeit führen. Er legt einen Schwerpunkt auf Sprache und kommt zum Schluß, daß die Zweisprachigkeit mit allen Modernisierungen, die sie mit sich brachte, auch „die Erosion des Sorbischen“ (390) verursachte. Manuel Freys Beitrag dreht sich um die Bedeutung der „Tableaux vivants“, der pantomimischen Darstellungen bekannter (Genre-)Bilder durch lebende Personen, für die bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf den Wandel dieser Spiele, die wechselnden Aufführungsorte, Inhalte und sozialen Trägerschichten.

Bei Christa Hämmerle geht es mit Feldpostbriefen eines Paares aus der Zeit des Ersten Weltkriegs wiederum um biographische Quellen. Nach einer kritischen Darstellung des Forschungsstandes interpretiert sie einen konkreten Quellenbestand mit dem Fokus auf emotionale Dynamik der Korrespondenz im Lauf des Krieges. Hämmerle erläutert die situationsspezifischen wie die historischen Bedingungen dieses Briefwechsels, spricht dem milieuspezifischen und familiären Umfeld große Bedeutung zu und zeigt, daß vor allem auch die „Entwicklungsstadien“ der Liebesbeziehung des jungen Paares (von der Verlobung bis zur Geburt des gemeinsamen Kindes) sich auf unterschiedlichen Ebenen in den Briefen ausdrücken. Trotz aller Zensur und Propaganda beeinflussen der Fortgang des Krieges und seine Folgen die Briefe, vor allem jene der Frau – die Korrespondenz entwickelt sich zusehends zum Beispiel für Unterwanderung männlicher Pflichterfüllung durch Frauenbriefe. Die Beschwörung der Alltäglichkeit durch beide Seiten interpretiert die Historikerin einerseits als Annäherung an einen gemeinsamen stabilen Alltag, den die beiden noch nicht kannten, und als Hoffnung gebend für die Zukunft, zum anderen als Suche nach Verbindendem in der Realität des Krieges und überhaupt als ein Mittel, mit Krieg umzugehen.

Das dritte Forum eröffnet Ramachandra Guha mit einer lobenden Rezension von Sanjay Subrahmanyams Werk über Vasco Da Gama. Die Buchbesprechung vermittelt zudem Einblicke in indische Historiographie – vor allem bezüglich des Genres Biographie. Daß dieses nicht sehr populär ist, führt Guha auf religiöse Vorurteile und vielmehr noch auf das herrschende Dogma zurück, das sogenannten „objektiven Kräfte“ den Vorrang einräumt. Dem folgt ein weiterer Lektürebericht – Matti Bunzl bespricht das Buch „Time and the Order“ von Johannes Fabian und dessen Einfluß auf die theoretische Ausrichtung anthropologischer Studien. Während das Buch im anglo-amerikanischen Raum als eines der einflußreichsten gilt, blieb es im deutschsprachigen Raum fast unbeachtet. Der Text,

der einer historischen Analyse der Funktion des Zeitbegriffs in der anglo-amerikanischen und französischen Anthropologie gewidmet ist, bewegt sich auf konzeptioneller Ebene. Fabian stellt Funktion und Verwendung von Zeit als Kategorie in Frage; in der temporalen Form anthropologischer Texte sieht er ein zeitliches Wegschieben der „Anderen“. Er stößt sich an der Diskrepanz zwischen intersubjektiver Feldforschung und distanzierender Rhetorik des ethnographischen Diskurses, denn die „Verweigerung der Gleichzeitigkeit“ wirkt entwertend. Derart konstruierte temporale Strukturen plazieren WissenschaftlerInnen und LeserInnen einem ethnographischen Objekt gegenüber in privilegierter – weil scheinbar fortgeschrittener – Zeit. Fabian liefert in „Time and the Order“ eine Analyse westlicher intellektueller Traditionen, zu denen er unter anderem die Privilegierung des Visuellen zählt. Bunzl bringt einige Beispiele jüngerer Arbeiten, die Fabians Richtung folgen und berichtet schließlich noch kurz über Johannes Fabians weiter(führend)e Schriften. Auch Harry Liebersohn äußert sich *Zur Kunst der Ethnographie*; in einem knappen Aufsatz stellt er Entstehungszusammenhang, Inhalte zweier Briefe aus dem frühen 19. Jahrhundert und ihre Eignung als Quelle für verschiedene Bereiche und Fragen dar. Im Anschluß daran findet sich die Transkription der Schreiben von Louis Choris, Zeichner, an den Naturkundler und Biologen Albert von Chamisso, mit dem er vordem eine Expedition in die Südsee unternommen hatte.

Ulinka Rublack schließlich bringt einen Nachruf auf den britischen Historiker Robert William Schribner, würdigt dessen Werk und faßt seine wichtigsten Thesen und Ziele zusammen – im Aufspüren von Divergentem und Alltäglichem lagen sie, im Untersuchen der vielfältigen Formationen von Macht und der Einflußnahme konkreter Gruppen und Subjekte. Mikrogeschichte und Historische Anthropologie sowie die Arbeit im Archiv boten ihm wertvolle Ansätze. Nachdem Robert William Scribner 1996 eine Professur in Harvard antreten konnte, starb er zwei Jahre später an Krebs.

Den Abschluß jedes Heftes bilden neuerdings acht bis zehn Seiten Werbung für einschlägige Literatur. Das Lektorat, so kann man pingelig anmerken, ist bei den ersten zwei Heften schlampiger als üblich gewesen; ein doppelter Absatz wird übersehen, bei uneinheitlicher Orthographie nicht eingegriffen. Aber wir wissen, wie schwer das ist. Zu hoffen ist, daß die Bestellung und Auslieferung eines Abos besser funktioniert als bei Rezensionsexemplaren.

*Nikola Langreiter*